

ESG und Asta Universität Saarbrücken, 25. Okt. 2011, Freiraum Asta

Der Wandel der Zeit –zur gesellschaftlich-politischen Haltung der Studierenden (gestern und heute)

Einführung und Fragen

Uns geht es heute um die gesellschaftlich-politischen Haltungen der Studierenden – im Wandel der Zeit. In fünf Schritten will ich das Thema abschreiten, wobei mich die Gegenwart und Zukunft mehr interessieren als die Vergangenheit.

1 Zur Abfolge der Studentengeneration

Es besteht offenbar ein Bedürfnis, die jeweilige Generation der Jugend oder Studierenden handhabbar zu charakterisieren. Das ist ambivalent, denn es kann durchaus ein erhellende Aussage oder aber eine irreführende Behauptung sein. Verfolgen wir die Benennungen der Jugend und Studierenden seit Bestehen der Republik, zeichnet sich eine bemerkenswerte Entwicklung ab.

In den 50er Jahren sah sie sich als „skeptische Generation“ titulierte, die „kein Ferment politischer Unruhe sei“ (da waren sich Schelsky und Friedeburg einig). Zu Beginn der 60er Jahre trat dann die „Generation der Unbefangenen“ auf, schon politisch offener und aufmüpfiger, sie war unideologisch aber antimilitaristisch und kritischer.

Dann kam in der zweiten Hälfte der 60er Jahre die „unruhige Generation“ (oft auf „die 68er“ verkürzt). Sie galt als rebellisch, aufbegehrend, ja aggressiv. Sie veranstaltete Teach-Ins, Sit-ins und Go-ins, und sie war stark im Erfinden von Slogans und Sprüchen (oft unterschätzt: sehr kreativ, auch im sozialen Leben). Sie stellte die System- und Machtfrage. Diese Unruhe und Aufsässigkeit hielt sich bis in die 70er Jahre mit alternativen und sozialen Bewegungen, mit Initiativen und Engagement, auch

mit Zersplitterung und Terror. Die bange Frage wurde gestellt: wie links und/oder undemokratisch sind diese Studierenden?

Anfang der 90er Jahre erlebten wir die politische Zäsur mit der Wiedervereinigung, dem Ende des Kalten Krieges, der Globalisierung. Schon in den 80er Jahren wird ein Rückzug der Studierenden aus dem öffentlichen Leben diagnostiziert. In dieser wichtigen Zeit bleiben die Studierenden eigentümlich „Abseits der Wende“, als ob sie nicht wüssten, was sie damit anfangen sollen. Das liegt auch daran, dass nun Fragen des Konsums und Lebensstils, auch von Beruf und Qualifikation, in den Vordergrund rücken: Nach eingehender Inspektion werden sie als „Generation Golf“ (Illies 2001) titulierte, sie sei eher egoistisch, denke an sich selbst statt an Solidarität und die Verbesserung der Welt.

Zu Beginn des Jahrtausends (genauer 2001) kommen Studien über die Jugend zu dem Schluss, es handele sich nun um eine „pragmatische Generation“; sie wird aber auch als unzufriedener und politikverdrossener beschrieben, sie seien „verzagte Demokraten“.

In einem sarkastischen, aber hilflosen Ton wird schließlich 2009 von der „Generation Doof – wie blöd sind wir eigentlich“ geschrieben, weniger selbstkritisch, sondern im modischen Stil der Stand-up-comedy: der Text wird als „unterhaltsam, aber oberflächlich“ charakterisiert, was die Generation kennzeichnen kann, wird auch deren Beschreibung attestiert.

Mir ist nicht daran gelegen, ein stimmig-stimmungsvolles Bild dieser Studentengeneration zu zeichnen und neue plakative Benennungen anzubieten. Ich bin daher auch zurückhaltend mit allgemeinen Etikettierungen. Was mir als spezifische Kennzeichnung der Studentengeneration 2010 einfällt bewegt sich zwischen „ratlos und unsicher“, „eifrig und getrieben“ oder „unauffällig und farblos“; härter formuliert: es handelt sich um eine „**anomische Generation**“ – was das meint, werde ich am Schluss versuchen zu erläutern.

2 Bedingungen und Befindlichkeiten

2.1 Individualität und Internationalität

Wenden wir uns den heutigen Studierenden zu, um genauer nachzuzeichnen, welche Trends erkennbar sind und was sie charakterisiert. Gehen wir nicht gleich ins politische Feld, sondern bleiben erst bei all-

gemeinen Haltungen und Befindlichkeiten, die aber durchaus von politisch-gesellschaftlicher Relevanz sind.

Die Studierenden 2010 betonen insgesamt und entschieden ihre **Individualität**. Daher sind sie mehr darauf angewiesen, sich jeweils selbst zu gestalten. Ich verweise nur auf die Wichtigkeit von Lebensstilen und auf die Bedeutung von Selbst-Design im äußeren Erscheinungsbild. Allerdings zeigen sie, bei aller Verschiedenheit und Variation, gemeinsame Grundmuster und ähnliche Profile, auch über Landesgrenzen hinweg.

Dafür steht beispielhaft ihre **Haltung zur Internationalität**: Unter den Studierenden ist, nicht nur in Deutschland, sondern ebenso in den meisten anderen europäischen Ländern, die Einsicht gewachsen, dass **Aktivitäten im Ausland** sehr nützlich sind: Sprachkursen, Praktika oder Studienphasen im Ausland wird ein hoher Wert zugeschrieben, sowohl für die persönliche Entwicklung wie für die beruflichen Chancen.

Die Studierenden sind ganz überwiegend kulturell, ja multi-kulturell und international aufgeschlossen. Einer Einschränkungen ist allerdings vorzunehmen: Die **Internationalität als ökonomische Globalisierung** verursacht immer noch überwiegend Sorge und Ängste, sie löst wenig Aufbruchsstimmung aus. Es scheint, als ob viele Studierende fürchten, dass der Kampf um die Weltmärkte den Lebensraum abgelöst hat – und sie letztlich zu den Verlierern gehören könnten.

2.2 Alltagsleben: Druck und Sorgen

Die heutigen Studierenden, das ist besonders auffällig, sind viel „**effizienzorientierter**“ als früher. Was meint das? Sie setzen weit mehr darauf, das Studium rasch zu absolvieren und es erfolgreich, mit einem möglichst guten Resultat abzuschließen. Mit dieser Haltung setzen sie sich selbst unter stärkeren Erfolgs- und Bewährungsdruck als frühere Generationen.

Entscheidend ist die Entwicklung der Studienbedingungen. Durch die Gestaltung des kurzen und strikten, standardisierten und regulierten Bachelor-Studiums in Deutschland, aber auch in manchen anderen Ländern Europas, üben die größere Regelungsdichte und Prüfungshäufigkeit tatsächlich mehr Druck auf die Studierenden aus. Trotz aller schönen Ziele des Bologna-Prozesses, welche die Studierenden durchweg

teilen, ist bei der Umsetzung in Module, Prüfungen und ECTS-Vergabe einiges übertrieben worden. Das Studium ist für viele Studierende zur Treitmühle geworden.

Pointiert formuliert: Die Studierenden **haben** mehr Druck, sie **empfinden** mehr Druck und sie **machen sich** schließlich selbst mehr Druck. Der Stresspegel ist in der Studentenschaft stark angestiegen – davon berichten auch die Beratungsstellen an den Hochschulen.

2.3 Ausbildungsziele: Berufsbefähigung und Allgemeinbildung

Im **Studienverlauf** ist für alle Studierenden der **Anwendungsbezug des Gelernten** sehr wichtig geworden. Die Universität ist für sie längst kein „Elfenbeinturm“ mehr, abgeschottet als Moratorium gegenüber dem Erwerbsleben. Dafür sind zu viele von ihnen selbst bereits erwerbstätig neben dem Studium: Insgesamt jobben etwa zwei Drittel der Studierenden im Semester. Sie zeigen wenig „Wirtschaftsfeindlichkeit“, sondern verlangen im Gegenteil mehr Kooperationen zwischen Hochschule und Wirtschaft, auch der geschätzten Praktikumsplätze wegen.

In ganz Europa ist dies ein wichtiger Zug des Bologna-Prozesses: Den Studierenden wird mit der Hochschulausbildung „Employability“ (als Berufsbefähigung) in Aussicht gestellt. Die Studierenden selbst tun viel, um sie zu erwerben und nachzuweisen: Sie sammeln Punkte, streben Zertifikate an und bemühen sich um Praktika und Anrechnungen.

Das hat zu einer folgenreichen Verschiebung geführt: Was einst „Allgemeinbildung“ hieß, wird nun zum Erwerb von „Qualifikationen“ für den Beruf - eine verräterische Wende. Denn das Hervorheben der Nützlichkeit des Lehrstoffes und des beruflichen Gewinns eines Studiums produziert mehr an Unsicherheit. Warum tritt Unübersichtlichkeit ein, statt Orientierung und Sicherheit? Weil externen Instanzen, meist Wirtschaft und Berufsverbänden, überlassen wird, die Ausbildungsziele und Übernahmbedingungen zu setzen. Und diese sind von wechselnden Konjunkturen abhängig, wie sich eindrucksvoll am Ingenieurstudium zeigen lässt.

2.4 Zukunft: Angst vor Mißerfolg trotz beruflichem Optimismus

Das studentische Dasein ist auf Zukunft angelegt; daher ist es von großer Wichtigkeit, wie sich die Brücke in die Zukunft darstellt.

Der nächste, wichtige Schritt ist der **Übergang in die Berufswelt**. Die Befürchtung, keine Stelle zu finden oder eine inadäquate hinnehmen zu müssen, ist gegenwärtig wieder niedriger: Folglich sind die studentischen Belastungen wegen unsicherer Berufsaussichten geringer geworden. In diesem wichtigen Feld herrscht gegenwärtig wieder deutlich mehr Zuversicht bei den Studierenden: gut ein Drittel (32%) können als optimistisch bezeichnet werden; das sind so viele wie zu keinem früheren Zeitpunkt unserer Erhebungsreihe seit 1993.

Anders fällt wiederum der Blick auf die **gesellschaftliche Zukunft** aus. Nehmen wir die Aufstiegschancen als Beispiel: Bei den Studierenden ist die Sicht hier wenig optimistisch, denn über die Hälfte (56%) erwartet eher eine Verschlechterung der Chancen aufzusteigen. Außerdem betrachten die Studierenden die Verwirklichung des Leistungsprinzips wie das Vorhandensein fairer Aufstiegschancen überwiegend skeptisch. Vielen erscheint das Leistungsprinzip, das sie durchaus anerkennen und befürworten, in der Gesellschaft zu wenig angewandt, zwar beschworen, aber ohne Geltung.

Eine spezifische Konstellation ist auffällig: Bei dieser Generation scheint die **Angst vor Misserfolg** größer; die Hoffnung auf Erfolg bleibt wie gelähmt – und dies hat es noch bei keiner Studentengeneration nach dem 2. Weltkrieg, zumindest in Deutschland, gegeben. Befürchtungen, trotz aller eigenen Anstrengung und bei allem beruflichem Optimismus, letztlich zu den Verlierern zu gehören, haben sich in vielen studentischen Köpfen eingenistet – im Hinblick auf den weltweiten Wettbewerb wie in der beruflichen Behauptung.

3 Grundwerte und Tugenden der Studierenden

3.1 Grundwerte: Freundschaft, Friede, Freiheit

Wenden wir uns den Werten und Tugenden zu, welche die Studierenden vertreten. Es besteht eine recht klare Hierarchie der Grundwerte in der heutigen Studentenschaft.

Die meiste Wertschätzung erhalten zwei Grundwerte: die **Freundschaft, also gute Freunde und Freundinnen zu haben**, und der **Friede (kein Krieg, keine Gewalt)**. Fast drei Viertel der Studierenden stufen sie als sehr wichtig ein. Ebenfalls hoch geschätzt folgt als Grundwert die **Frei-**

heit, was meint, **unabhängig und entscheidungsfrei zu sein**; nahezu zwei Drittel der Studierenden vertreten Freiheit ganz vehement. Damit stehen für die heutigen Studierenden drei Werte im Vordergrund, die anhand der Anfangsbuchstaben (im Deutschen) leicht zu memorieren sind: Freunde, Friede und Freiheit.

Frühere Stützen gesellschaftlicher Bindung, das sind Tradition, Religion und Nation, sind dieser Studentengeneration fast völlig verloren gegangen. Da ist zuerst die **Tradition** zu nennen, das meint Geschichtsbewusstsein und ein Achten auf die herkömmlichen Sitten: Sie ist nur noch 8% der deutschen Studierenden sehr wichtig, aber 66% können damit wenig bis nichts anfangen.

Der Grundwert von „**Religiosität**“, gefasst **als Glaube und Erlösung**, ist für 17% der deutschen Studierenden für ihr Leben wichtig, darunter für 7% besonders wichtig. Religion und Glaube als Lebensbereich besitzen demnach für eine begrenzte Minderheit einen höheren Stellenwert; auf der anderen Seite verneinen 36% ganz entschieden, Religion und Glaube würde ihnen etwas bedeuten.

Die **Nationalität, gemeint als nationale Stärke und Behauptung**, stellt für nur 3% einen besonderen Wert dar; aber 85% der deutschen Studierenden, der größte Anteil bei den Grundwerten überhaupt, wollen davon nichts mehr wissen. Für „nationalistische Parolen“ klassischer Art ist diese Studentengeneration nicht zu haben.

Was bedeutet diese Abwendung von traditionellen Bindungs- und Ordnungsinstanzen wie Tradition, Religion, Nation? Es kennzeichnet die studentische Haltung, keine fertigen Muster zu übernehmen, sondern sich selektiv, nicht weiter verbindlich für Werte zu entscheiden - zudem diese nicht mehr als Ausweis einer festen Zugehörigkeit zu verstehen.

3.2 Spannungen, Widersprüchlichkeiten und Konfliktlinien

Die Studierenden sind in ihren Werthaltungen weder homogen noch lassen sie sich einfach über einen Kamm scheren. Spannungen und Widersprüchlichkeiten kommen in den Stellungnahmen der einzelnen vor; sie treten aber auch als potentielle Konfliktlinien zwischen Gruppierungen auf.

Im Zeitvergleich ist festzuhalten, dass die **Streit- und Konfliktlinien** in der Studentenschaft früher viel schärfer waren, gerade was die gesell-

schaftlichen Werte und politischen Ziele betraf. Fast wie „feindliche Brüder“ standen die kommenden Juristen mit den Ökonomen auf der einen Seite den Sozial- und Geisteswissenschaftlern auf der anderen Seite gegenüber.

Darin ist ein **entscheidender Zug des Wandels** zu sehen: Die soziale Feindseligkeit hat sich weithin aufgelöst, feindliche Lager stehen sich kaum noch gegenüber und politische Feindbilder werden kaum aufgebaut.

Die **andere bedenkenswerte Entwicklung** besteht darin, dass in der Brust des einzelnen Studierenden, also auf der **individuellen Ebene**, nun eher zwei Seelen miteinander vereinbar sind. Diese Vereinbarkeit von scheinbar Gegensätzlichem zeigt sich auffällig bei den Motiven mit der Verbindung von idealistischen mit materiellen Komponenten.

Was vordem den Studierenden als unvereinbarer Gegensatz erschien, das erleben sie heute weniger ausgeprägt als Widerspruch. Mehr und mehr Studierende vertreten zugleich stärker Aspekte des Utilitarismus und Nützlichkeitsdenkens, aber auch mehr ideelle Interessen und Ziele, bis hin zur Hilfsbereitschaft. Sie halten zwar weniger von sozialer Solidarität, setzen aber mehr auf Familie und Freundschaft (Facebook) und auf ein soziales, umgängliches Miteinander.

Diese Entwicklungen laufen darauf hinaus, dass zum einen weniger „ideologische Konflikte“ zwischen studentischen Gruppierungen auftreten und dass zum anderen weniger „ausgeprägte Meinungsprofile“ unter den Studierenden anzutreffen sind. Als Nebeneffekt stellt sich heraus: Sie lassen sich viel schwerer organisieren, für Versammlungen gewinnen oder zu gemeinsamen Aktionen bewegen.

4 Engagement und Mitwirkung

4.1 Öffentliches Engagement: Zurückhaltung und Desinteresse

Mit diesen Beobachtungen habe ich den letzten Teil erreicht: Es geht um die **Art der Meinungsbildung** und des **Engagements** der Studierenden heute, auch des Protestpotentials.

Das politische Interesse und das öffentliche Engagement gehen bei den Studierenden seit einigen Jahren nachweislich fast stetig zurück. Aber Eltern und Geschwister, die Herkunftsfamilie, steigen erstaunlich stark in

der studentischen Wertschätzung. Dies kann als ein Ausweis für den Rückzug in den privaten Kreis verstanden werden, um dort Zugehörigkeit und Sicherheit zu gewinnen.

An den Hochschulen haben sich das Interesse und die Beteiligung an den dortigen Gruppen und Gremien im Laufe der Jahre immer weiter abgeschwächt. Selbst in den Fachschaften, einst sozialer Kristallisationspunkt für viele, sind heute weniger Studierende aktiv. Die Arbeit der studentischen Vertretung interessiert die Hälfte der Kommilitonen überhaupt nicht. Interesse und Beteiligung an informellen Aktionsgruppen ist von einstmalig 62% (1985) auf 43% (2010) gefallen.

4.2 Meinungsbildung: Gleichgültigkeit, Beliebigkeit und Hinnahme

Zu beobachten ist bei den heutigen Studierenden, dass sie bei Fragen zu Werten und Zielen viel häufiger in die Kategorie „weiß nicht“, „kann ich nicht sagen“ ausweichen oder sie wählen eine mittlere Position.

Die **Bereitschaft zur politischen Meinungsbildung** ist unter den Studierenden geringer geworden. Auf theoretische Diskussionen und neuartige Konzepte, gar alternative Entwürfe lassen sie sich ungern ein. Die Studierenden vermeiden Festlegungen und entschiedene Stellungnahmen.

Soziale Benachteiligungen und politische Ungerechtigkeiten werden zwar registriert, aber nur wenn eigene Interessen betroffen erscheinen, regt sich **Protest und Widerstand**, etwa in Demonstrationen gegen Zumutungen des Bachelor-Studiums.

Es führt immer wieder zu aufgeregten Anfragen: Wann protestieren die Studierenden? Dazu ist festzuhalten: Zu allen Zeitpunkten seit den 90er Jahren war unter den Studierenden kein großes, aber ein hinreichendes Protestpotential vorhanden. Es kann durchaus aktiviert werden kann, auch aggressivere Formen annehmen; um Größenordnungen zu verdeutlichen: ca. 15% in härterer Weise, aber die Hälfte gelegentlich oder ausnahmsweise sind zu Protest und Demonstration bereit.

Die Demonstrationsbereitschaft der Studierenden weist keinen geradlinigen Trend auf, sondern variiert nach politischem Kontext. Sie begründet sich mehr durch aktuelle Interessenvertretung (z.B. Studiengebühren, Einsparungen an den Hochschulen, Bachelor-Stress) als durch politische Gegenkonzepte oder gar die Stellung der Macht- und Systemfrage.

Für die studentische Enthaltensamkeit ist mit verantwortlich, dass sie sich weithin darüber im Unklaren sind, wie die gesellschaftliche Entwicklung weiter gehen soll und für was sie sich einsetzen könnten. Sie finden oder wollen keine „Gewissheiten“. Außerdem bremst ihre geringe Solidarität ein stärkeres Einlassen auf gesellschaftliche Probleme oder das Eintreten für Andere.

Das Kämpfen für oder gegen eine Idee, darauf wollen sie sich nicht einlassen. Insofern finden sie sich damit ab, die übermächtigen, als komplex und unübersichtlich bezeichneten Gegebenheiten hinzunehmen: an der Hochschule, in der Gesellschaft und in der Welt.

4.3 Labilität der demokratischen Einstellungen

Die demokratischen Haltungen der Studierenden waren Ende der 90er Jahre noch weit gefestigter als sie sich im neuen Jahrtausend entwickelt haben. Mit mehr Uneindeutigkeiten und mehr Distanz gegenüber den demokratischen Prinzipien. Insofern scheint es zutreffend, dass die Demokratie für mehr und mehr Studierende nicht mehr eine Selbstverständlichkeit darstellt. Insgesamt müssen sie häufiger als „labile Demokraten“ bezeichnet werden; und weniger als „sattelfeste Demokraten“ wie noch gegen Ende der 90er Jahre.

Zwei Kernstücke demokratischer Prinzipien werden von den Studierenden weiterhin überzeugt vertreten: zum einen die Meinungs- und Demonstrationenfreiheit und zum anderen der Verzicht auf Gewalt bei politischen Konflikten.

Aber das Votum für Interessengruppen oder für die kritische Oppositionsfunktion sind stark zurückgegangen; die Elemente einer pluralistischen und kontroversen Demokratie werden viel seltener befürwortet. Und zwar mit einem ersten Schub nach der Wiedervereinigung, aber noch stärker und am meisten im neuen Jahrtausend.

Die gefestigten Demokraten (vehement oder eindeutig) bilden in der Studierendenschaft nicht mehr die Mehrheit (Rückgang von 71% auf 48%); dafür sind die labilen Demokraten auf 39% (von 23%) angestiegen und die distanziert-ablehnenden Studierenden von 8% auf 14%. Solche distanzierten Demokraten sind vor allem in den Wirtschaftswissenschaften, sei es an den Universitäten oder sei es an den Fachhochschulen, am häufigsten anzutreffen.

5 Abschluss: Idealismus, Beteiligung und Verantwortung

In der Bilanz, zu der ich abschließend komme, ist festzuhalten: Ideale, noch mehr Visionen sind den Studierenden heute eher fremd, jedenfalls weit mehr als früheren Studentengenerationen. Sie richten sich in der Rolle des Kunden ein, verlieren damit aber an Verantwortung und Mitgestaltung.

Die politischen und gesellschaftlichen Orientierungen der gegenwärtigen Studentengeneration sind durch ein Mehr an **Anomie** gekennzeichnet. Ein schwerwiegendes und schwer-verständliches Wort. Was meint es: eine Lähmung bei Entscheidungen und Konzepten, die zunehmende Angst vor Misserfolg, der Rückzug aus den formellen und informellen Angeboten an öffentlicher Partizipation, die Zunahme an Beliebig- wie Gleichgültigkeiten, die Vermeidung von Verantwortlichkeiten.

Anomie ist ein Kennzeichen von gesellschaftlichen und sozialen Verhältnissen, in denen die Werte und Ziele mit den vorhandenen Mitteln und Ressourcen immer weniger erreichbar und erfüllt werden können.

Diese Erfahrung, für Jugendliche ohne berufliche Qualifikation als „Prekariat“ schon öfters diagnostiziert, trifft nun für mehr und mehr Studierende ebenfalls zu. Sie gewinnen den Eindruck, dass sie ihren beruflichen Weg ebenso wie politische Entscheidungen nicht beeinflussen können, dass die eigenen Anstrengungen und Leistungen dafür belanglos sind, die offiziellen Werte keine Geltung mehr haben – und sie selber keine Mittel in der Hand haben, um sie zu erreichen.

Die Reaktion auf solche Erfahrungen können der Rückzug sein (ins Private oder ins Internet), das Aufgreifen „krimineller“ Praktiken (Autos anzünden, Brandsätze setzen, Plünderungen), auch die Bildung von entsprechenden Gruppierungen (Banden, mafiöse Netzwerke, heute auch: aggressive Flashmobs) bis hin zu Aufruhr und Rebellion mit Gewaltausbreitungen.

Aufgrund dieser Sachlage sind eindeutige Prognosen der weiteren Entwicklung schwierig. Zutreffen könnte ein Schwinden der Zivilgesellschaft und einer parlamentarischen Parteiendemokratie traditioneller Art. Insofern stehen wir vor einer Verzweigung: Zum einen könnte sich eine **Autokratie** herausbilden, zumindest die Dominanz autokratischer Herrschaft durch eine feste politische Gruppierung. Die Bündelung der Ent-

scheidungsgewalt wird wichtiger als ihre gemeinsame, diskursive Herstellung mit Prozessen der Auseinandersetzung, mit Wahlen und Abstimmungen und mit öffentlicher Verantwortung und Rechenschaft. Im Gegenzug ist aber auch der Abschied von Politik, Parteien und Parlament mit der Steuerungskraft demokratischer Entscheidungen durchaus möglich, im Sinne einer sanften **Anarchie**, des Netzes und der Märkte, die dann freilich folgenreich ist und hart zuschlägt.

Da für mich weder Autokratie (al la Putin) noch Anarchie (a la Wild-West) erstrebenswert erscheinen, ist ein Mehr an Engagement und Idealismus von der jungen Generation zu fordern. Es muss nicht gleich der rebellische Idealismus eines jungen Schiller sein, der war schon recht heftig, aber etwas mehr pragmatischer Idealismus, etwas mehr Engagement für die Allgemeinheit, etwas mehr Bemühungen um Konzepte für die Zukunft, etwas mehr Suche nach Gewissheiten im Leben, etwas mehr Mut zu Positionen und ihre öffentliche Vertretung, das alles erscheint mir nicht zu viel von den Studierenden verlangt zu sein, in Deutschland wie in Europa.